

## **Martin Mosebach: Mogador**

Nicht um einen Newcomer geht es heute, sondern um einen etablierten Autor, der den Büchnerpreis schon längst bekommen hat (2007) und dessen Werke („Kraus“ heißt das neueste wie seine Hauptgestalt) vom renommierten Rowohlt-Verlag unübersehbar beworben werden: Martin Mosebach. Er sieht auch nicht aus wie ein junger Wilder: Er spielt gerne die Rolle des „Herrn“ mit dreiteiligem Anzug und Einstecktuch. „Grandseigneur in der Apfelweinkneipe“ wurde er schon genannt (er ist Frankfurter), auch „der konservative Dandy der deutschen Literatur“ oder „der Haus- und Hofkatholik der deutschen Literatur“, Titel, gegen die er gar nichts einwendet. Aber zunächst zur Vita:

Geboren wurde er 1951 in Frankfurt und verbrachte dort auch weitgehend Kindheit und Jugend. Sein Verhältnis zu seiner Heimatstadt ist tief gespalten (sie ist für ihn „eine der verdorbensten und hässlichsten Städte“, zugleich „eine der schönsten Städte“). Dass viele seiner Werke in Frankfurt spielen, erklärt er aber ganz pragmatisch: Dort kenne er sich aus, das spare Recherche. Damit wird schon deutlich, dass Mosebach, ein großer Reisender, die Schauplätze seiner Bücher, auch weit entlegene, gründlich erkundet hat, bevor er seine Romane dort ansiedelt; das gilt auch und besonders für Mogador! – Als Autor, d.h. als Erzähler (als solcher wird er in erster Linie gesehen, obwohl er so ziemlich alles geschrieben hat: Drehbücher, Libretti – er hat z.B. den Fidelio erfolgreich umgemodelt – Dramen, Essays usw., sogar Lyrik, und er zeichnet auch!) war Mosebach, wie er selber sagt, ein Spätentwickler. Er fing erst mit dem Schreiben an, als er ein Jurastudium hinter sich hatte und sein Referendariat absolvierte (1980). Dann kam rasch ein gewisser Erfolg: Für erste Arbeiten bekam er gleich einen Literaturförderpreis, und protegiert durch Golo Mann und Horst Krüger brachte er seinen über-tausendseitigen ersten Roman bei Hoffmann und Campe unter (er erschien dann aber erst 1983) und getraute sich schon 1980, als freier Schriftsteller zu leben. Er brachte es auch zu einigen bedeutenden Preisen, zu der breiten öffentlichen Aufmerksamkeit und Anerkennung (bzw. Ablehnung) kam es dann vollends erst, als er 2007, wie schon erwähnt, den Georg-Büchner-Preis erhalten hatte.

Die Ablehnung, von der ich eben gesprochen habe, gründet sich im Wesentlichen auf seinen ungeniert zur Schau getragenen Konservatismus – er vertritt Standpunkte, die als konservativ gelten, von seiner Sprache und der Gestaltung seiner Werke sagen manche Leute, sie gehörten ins 19. Jahrhundert, und sein äußeres Erscheinungsbild signalisiert auch, wie erwähnt, ein Desinteresse an modischen Trends. Mosebach bekennt sich verblüffenderweise sogar dazu, ein Reaktionär zu sein, eine Bezeichnung, die ja gewöhnlich als Totschlag-Vokabel gebraucht wird. Reaktionär sei er allerdings nicht politisch, sondern in dem Sinne, dass er an die Erbsünde glaube, das heiße an die „Imperfektibilität des Menschen“ und die „Unmöglichkeit, das Paradies auf Erden zu schaffen“. Wir wissen ja, dass die Linke davon ausgeht, dass das Wesen des Menschen von den Umständen, insbesondere

den Produktionsverhältnissen, abhängt, dass der Mensch also durch deren Veränderung vervollkommnet und die Gesellschaft einem Idealzustand nähergeführt werden kann. Diese Vorstellung lehnt Mosebach also entschieden ab. Dass er als bekennender Reaktionär trotzdem in der Literaturwelt so anerkannt ist (bei allen vorkommenden Verrissen, z.B. von „Mogador“ im Spiegel), tröstet einen in der Epoche der cancel culture doch ein wenig.

Dass er in diesem Zusammenhang von „Ersünde“ redet (man hätte das ja auch anders ausdrücken können), zeigt, dass Mosebach sich sehr klar als Katholik positioniert, und zwar als traditioneller Katholik. Besonders trat er hervor als Verteidiger der tridentinischen Messfeier in lateinischer Sprache. (Er sieht in der Messreform des Zweiten Vatikanums eine „Häresie der Formlosigkeit“ – so der Titel einer Streitschrift.) Eigenartig ist nun, dass explizit religiöse oder gar konfessionelle Problematik in seinen Romanen fast vollkommen fehlt. (Anders als etwa bei Graham Greene, einem anderen „katholischen Romancier“, in dessen Romanen laufend spezifisch katholische Probleme behandelt werden.) Er hat 2018 ein Buch (keinen Roman) über christliche Opfer islamistischen Terrors in Ägypten veröffentlicht („Die 21“) und dabei große Sympathie und innere Nähe zur traditionsgeprägten koptischen Kirche gezeigt, aber in den Romanen davor und danach gibt es keinen (oder fast keinen) Hinweis darauf, dass der Autor religiös-konfessionell engagiert ist. Und über noch etwas kann man sich in diesem Zusammenhang wundern: Mosebach zeigt sich in erotisch-sexueller Hinsicht nicht im Mindesten genant, um es zurückhaltend auszudrücken – auch nicht in „Mogador“. Das hätte man von einem konservativen Katholiken nicht unbedingt erwartet.

Nun zu „Mogador“: Schon der Titel ist bewusst nicht-modern. Die Stadt dieses Namens, an der Atlantikküste von Marokko, auf der Breite von Marrakesch, heißt seit 1956, dem Jahr, in dem Marokko die volle Selbständigkeit erlangte, Essaouira, nur die vorgelagerte Insel hat den alten portugiesischen Namen behalten. Mancher mag sich daran erinnern, dass Mogador einer der Schauplätze von Paul Claudels „Seidenem Schuh“ ist: eine Festung an weit entlegener Meeresküste. Das schwingt (bei kundigen Lesern) in dem Namen Mogador mit. Mosebach hatte, wie schon angedeutet, Gelegenheit, die vormodern-uneuropäische Atmosphäre der Stadt intensiv und nicht nur als Tourist kennen zu lernen: Er schrieb hier seinen vorausgehenden Roman „Das Blutbuchenfest“ (der in Frankfurt spielt).

Die gepflegt-anspruchsvolle Sprache des Romans werden wir an Textbeispielen kennen lernen. Ein paar Beispiele für das bewusst traditionelle Vokabular seien angeführt: Es heißt in unserem Roman nicht Baby, sondern Säugling, nicht Manager (eines Hotels), sondern Geschäftsführer, der Ausdruck Sex kommt nie vor (die Sache wohl, z.B. als Liebemachen), auch das Wort Handy ist nicht zu finden, obwohl die eigentlich traditionsverhaftete Bevölkerung das Mobiltelefon laufend benützt (wie alle Welt), genauso wie es Fernsehen, elektronische Armbanduhren, Plastikspielzeug,

Kunststoffkissen usw. gibt. Es heißt statt Handy einfach Telephon, mit ph wohlgermerkt, wie auch das Wort Sopha mit ph geschrieben wird. (Das ist eine Marotte von Mosebach, überall kommen bei ihm Sofas vor, und überall haben sie diese Schreibung, die schon in meinem ältesten Duden, von 1880, nur mehr als Nebenform verzeichnet ist.) Auch Affaire mit ai, Bankerott mit e u.ä. lässt Mosebach sich nicht nehmen. Andere Vokabeln und Anspielungen zeigen die ungewöhnliche Bildung des Autors, der oft dem Typus des Poeta doctus, des „gelehrten Dichters“, zugerechnet wird. Welcher Leser weiß auf Anhieb, was ein Nasciturus ist? (Ein Fötus kurz vor der Geburt.) Ich denke, das ist eine Attitüde, die man eher amüsiert als eingeschüchtert zur Kenntnis nehmen sollte. Ich zitiere noch einen Satz von Jens Jessen aus der ZEIT (aus der Rezension zu Mosebachs neuem Roman „Krass“): „Er schildert unsere Gegenwart ohne das Vokabular der Gegenwart“, das sei eine Art der Verfremdung, die bewusst Erwartungen unterlaufe.

Hören wir als erstes Beispiel für diese Eloquenz und für Mosebachs Fähigkeit, eine Atmosphäre erlebbar zu machen, den Anfang des Romans:

#### **Text 1**

Hitze, den ganzen Körper köstlich durchglühende Hitze. Er lag, nur mit einer klatschnassen weiten Badehose bekleidet, die ihm nicht gehörte, auf durchwärmtem feuchten Kachelboden, ausgestreckt wie ein Erschossener mit ausgebreiteten Armen, und blickte zur Decke, blinzelnd, wenn ihm der salzige Schweiß in die Augen rann. Ein Tonnengewölbe erhob sich über ihm; in Jahrhunderten und Jahrzehnten immer wieder neu verputzt [...].

Der junge Mann war nicht allein in diesem Dampfbad. Um ihn herum ein wirres Stimmenkonzert, Rufe, durch das Gewölbe zum Lärm gesteigert; wenn die Henkel auf die Wassereimer herabfielen, wurde das Geklapper zum Knall. Der Hall, der jedem Wort ein Echo mitgab, nahm den Stimmen die Schärfe – er erzeugte ein abgerundetes, brunnenhaftes Tönen, als rede der Raum selbst, als sei er eine angeschlagene Riesenglocke. [...] Und zugleich ließ der Hall eine Empfindung von Schwerelosigkeit entstehen, ein Schweben in dem durch das Getöse grenzenlos werdenden Raum.

Dieser Zustand war unerwartet. Ruhelosigkeit und unablässige Bewegung waren ihm vorangegangen, ein Zurücklegen großer Entfernungen in einer Verfassung, die jedes Innehalten verbot, ein panisch gedankenloses Voranstürzen. Es war ein Wunder, wie das durch sein Gegenteil ausgetauscht worden war. In dieser Lage gab es nur Vergessen. Alle Grübeleien lösten sich in der Hitze auf.

Der Leser wird rücksichtslos hineingeworfen in eine Situation, die er zunächst in keiner Weise durchschaut. Ein „er“, dann immerhin ein „junger Mann“ wird durchglüht von köstlicher Hitze, in einem Hammam, einem arabischen Dampfbad, er wird ausgeglüht gewissermaßen, liegt da wie erschossen, in Schwerelosigkeit und entgrenzendem Hall, wird später beim Massieren und Schrubben enthäutet (die ganze Epidermis geht weg). Geht da jemand in eine neue Existenz über? In eine ganz neue Realität auf jeden Fall, nachdem ihn panische Hektik aus der alten fortgerissen hatte. Was hat ihn so schlagartig verpflanzt? Das wird nicht vom Anfang her erzählt, sondern von hinten her peu à peu aufgerollt. Ich muss zusammenfassen: Herr Dr. Patrick Elff (dass er so heißt, liegt daran, dass der Roman Mosebachs elfter ist, aber das muss man nicht wissen), ist zunächst Literaturwissenschaftler (Dante-Forscher) und voll Verachtung für die Business-Welt, gerät aber irgendwie ins Bankwesen und steigt dort als begabter Bursche rasch auf zum Abteilungsleiter (in Düsseldorf, nicht in Frankfurt). Er ist gestern aufs Polizeikommissariat geladen worden – nein, ganz harmlos: Einer seiner Untergebenen, der ältliche Dr. Filter, hat Suizid begangen, und man hat bei ihm Geldbeträge gefunden, die nicht im Geringsten zu seinem Einkommen passen. Dazu soll Elff als Vorgesetzter Details beisteuern. Aber er glaubt zu spüren: Der Kommissar weiß viel mehr! Und unten wartet schon die Presse, die einen Bankenskandal wittert. Da reagiert bei Elff „der Körper“, also der Instinkt, dem aber nachher die Überlegung Recht gibt: Er eilt aufs Klo (zum „Waschraum“ heißt es im Text), springt aus dem Fenster, fährt mit dem Taxi nach Brüssel (er hat zufällig wegen eines geplanten Motorradkaufs eine größere Summe bei sich, die bis zum Ende des Buchs reicht) und fliegt nach Casablanca, von wo aus ein Bus ihn nach Mogador bringt.

Wovor musste er denn Angst haben? Dieser Filter, ein alter Sonderling kurz vor der Pensionierung, hatte bei seiner Arbeit komplizierte Firmenverflechtungen entdeckt, die sich kriminell missbrauchen ließen. Sein damaliger Vorgesetzter gab nichts darauf, er war wohl gar nicht in der Lage, da durchzublicken, und ließ den Kautz abblitzen. Da machte er sich eben seine Entdeckungen selber zu Nutze und schöpfte größere Summen für sich ab, ohne übrigens seinen Lebensstil im Mindesten zu ändern (er aß zu Mittag nach wie vor Leberwustbrot aus der Blechdose), das Bewusstsein seiner Leistung genügte ihm. Der neue Vorgesetzte Dr. Elff jedoch kommt der Sache auf die Spur; statt aber Filter anzuzeigen, was ohne Zweifel die Bank in erhebliche Schwierigkeiten gebracht hätte, lässt er ihn gewähren – und bekommt dafür Gelder auf ein Konto auf den Kaiman-Inseln überwiesen (von denen er bisher noch nichts gesehen hat). Also: Elff hatte nicht die Absicht, sich auf kriminelle Weise zu bereichern, er rutschte einfach in die Sache hinein, scheute sich vor dem Eklat der Aufklärung.

Und warum ist er gerade nach Mogador geflohen? Vor zwei Jahren ist Elff bei einer Konferenz in Paris von einem gewissen Pereira, einem Größtkunden seiner Bank, zum Essen eingeladen worden, einem Marokkaner mit portugiesischen Wurzeln, einem

Grandseigneur von erlesenster Kultiviertheit, von nicht zu überschätzendem Einfluss nicht nur auf den marokkanischen König, sondern auf weite Teile der Geschäftswelt aller Länder. Nach dem exquisiten Mahl bittet Pereira den jungen Kollegen, ihm einen Gefallen zu tun. Er muss in der Ukraine jemanden bestechen (Korruption ist etwas Schätzenswertes, ohne sie würde die Bürokratie alles ersticken), und dazu muss ein Helfer 12 Millionen in bar dorthin bringen – mit dem Vorstand von Elffs Bank ist alles abgesprochen. (Später erfahren wir: In Wahrheit ging es um Geldwäsche.) Auch da macht Elff eben mit; wie soll er als Frischling sich diesem faszinierenden Giganten verweigern? Und immerhin: Kurz nach der Durchführung erlebt er in der Bank einen Karrieresprung. Wie er Pereira noch einmal trifft (diesmal in London), kneift dieser den Jüngling in die Wange und sagt: „Sie waren nicht schlecht, junger Mann. Sie haben einen Wunsch bei mir frei.“ Dieser Pereira aber stammt aus Mogador, er hat das Ziel, die früher so glanzvolle, jetzt eher heruntergekommene Stadt „wieder aufs Gleis zu setzen“. Daher also das Ziel Mogador, hier hat er eine Zuflucht, hier hofft Elff, den Magnaten in dem Luxushotel zu treffen, in dem er eine Etage bewohnt, und einen geeigneten Posten in einer der Metropolen dieser Welt vermittelt zu bekommen.

Aber noch etwas anderes spielt bei der Motivation Elffs eine wesentliche Rolle: seine Ehe, über die er je länger, je mehr reflektiert. Seine Frau Pilar (der Name erinnert an die argentinische Großmutter) hat wie er Literatur studiert und sich dann dem Kommerz zugewandt: Sie ist Immobilienmaklerin geworden und macht das fabelhaft. Während aber Patrick aus einer seriös-konservativen Juristenfamilie stammt, aus der gehobenen Mittelschicht also, hat sie reiche Eltern. Er versteht sich mit der flott-lockeren, eher ironisch-kühlen als leidenschaftlichen Frau gut, auch und besonders im Bett, er führt eine Ehe, um die ihn viele beneiden, aber es ist, als ob „noch nicht alle Karten auf dem Tisch“ lägen, er weiß eigentlich nicht, wie sie wirklich zu ihm steht. Für Spannungen sorgt (jedenfalls, was ihn angeht) das Thema Geld. Sie reden kaum darüber, aber er hat sie einmal zu einer Freundin sagen hören, ein Gehalt, auch ein gutes, sei halt nicht zu vergleichen mit einem richtigen Vermögen, und vor der Eheschließung hat sie einmal erwogen, für ein Reiche-Leute-Event in Paris, zu dem sie eingeladen worden ist, die 2500 Euro Eintritt hinzulegen – für sich alleine, denn für ihn sei das ja wohl zu teuer. Solche Einzelheiten sind bei Patrick hängen geblieben, und jetzt kommt es ihm vor, als habe ihn diese Spannung anfällig gemacht für Gesetzesverstöße (mit Pereira, mit Filter), als habe er die krummen Wege letztlich betreten, um zu ihr aufzuschließen zu können. Jetzt, wo er davon ausgehen kann, dass sie von ihm als Kriminellem nichts mehr wissen will, fühlt er sich auf irgendeine Weise auch befreit, das Ende dieser im Nachhinein als quälend empfundenen Beziehung erleichtert ihn, er fühlt sogar „eine Art Wollust, an Pilar Rache zu üben“ – für Herabwürdigungen, die er jetzt erst als solche begreift.

Noch einmal ruft er sie auf der Flucht an (er sei auf einer überraschend notwendig gewordenen Geschäftsreise, die Einladung, die die beiden für den Abend angesetzt

haben, werde sie ja sicher alleine meistern – Patrick will verhindern, dass sie sofort eine Suchaktion auslöst), dann entfernt er den Chip aus dem Telefon – jetzt ist seine Spur allenfalls noch bis zum Flughafen von Casablanca zu verfolgen.

Es versteht sich, dass er in Mogador nicht in einem Hotel einchecken will. Ein junger Mann, Karim, der sich mit ihm einigermaßen auf Französisch verständigen kann, spricht ihn an: Er könne ihm ein Zimmer vermitteln – und bringt ihn in die Altstadt, in ein weitläufiges Haus um einen Innenhof. Eine andere Welt tut sich auf: Patrick Elff ist nicht nur in einem nordafrikanischen Land angekommen, sondern auch in einem Milieu, das unter dem Radar der staatlichen Kontrolle durchschlüpft (was in Marokko allerdings leichter ist als bei uns) und in dem andere Wirklichkeitserfahrungen gemacht werden als in Düsseldorf. In einem Saal, in dem es wenig mehr gibt als Teppiche und Kissen (mit Kunststofffüllung), thront die Hausherrin Khadija auf ihrem imponierenden Hinterteil, wenig begeistert von dem Europäer. Sie macht ihm wie allen ihren Mietern klar, dass in ihrem Haus das Außerordentliche jederzeit angetroffen werden kann. Bei ihr lebt ein uralter Imam, dem schon die dritten Zähne gewachsen waren (als er 90 war), ein Wundertäter und Ratgeber, dessen kaum noch hörbare Auskünfte sie den zahlreichen Bittstellern, welche ihn aufsuchen, dolmetscht (gegen Bargeld, versteht sich). Der Greis und sie haben ganz offensichtlich einen Draht zu Dschunats. (Was ist das, fragt Patrick, eine Art Dämonen? Karim kann es ihm nicht erklären.) Dass es Derartiges gibt, erscheint Patrick hier und jetzt durchaus plausibel – ist er selbst nicht auch ohne eigenes Zutun auf die schiefe Bahn geschoben worden? Khadija macht sich außerdem anheischig, in einem tranceartigen Zustand den Namen jedes neuen Gasts herauszufinden. Bei Patrick klappt es allerdings nur ungefähr, sie kommt mit viel Mühe („Pa-, Pa-“) auf den Namen „Paris“. Patrick ist damit zufrieden – besser, sein echter Name bleibt in Mogador ungenannt und er heißt „Monsieur Paris“.

Erstaunlicherweise wendet sich der Erzähler jetzt von Patrick Elff ab – wir erfahren gerade noch, dass er regelmäßig im Grand Hotel nach Pereira fragt, stets vergeblich. Statt seiner wird Khadija zum Thema, über etwa 90 Seiten weg, ein Viertel des Buchs. Diese Frau (für die es übrigens ein lebendiges Vorbild gegeben zu haben scheint) avanciert also zu einer zweiten Hauptfigur, natürlich in entschiedenem Kontrast zu der ersten, dem labilen Akademiker Elff. Ihr Vater, ein Fischer, ist früh ertrunken, der Stiefvater, ein Greis, arbeitet in einem Hammam und nimmt das Mädchen oft mit, lässt sie die tobende Gluthitze des Ofens erleben und verwöhnt sie heimlich mit Leckerbissen. Das Mädchen fühlt sich anders als andere, sie ist unter den Menschen einsam (wiewohl sie früh auf Männer attraktiv wirkt). Oft sitzt sie auf der Stadtmauer und schaut der untergehenden Sonne zu, sie fühlt mit dem gegen den Untergang kämpfenden Himmelsfeuer und spürt eine Verwandtschaft mit ihm. Und dieses Bewusstsein bringt sie an einem Abend dazu, einen ungeheuerlichen Versuch zu wagen:

## **Text 2**

[...] vor ihr stand die Sonne frei als das ihr bestimmte Gegenüber. Mit der ganzen Kraft ihrer jungen Jahre erteilte sie, indem ihre Lippen die Worte lautlos formten, der Sonne den Befehl, stillzustehen auf ihrem Weg hinab in die Flut. [...] Und nach einigen Atemzügen, während deren die Sonne weiter sank, war er [der Befehl] dort oben angekommen.

Kein Zweifel, sie stockte. Khadija sah das Stocken. Das war eine Tatsache, das fand nicht nur in ihrem Kopf statt. Die Sonne hatte in eigener Machtvollkommenheit den Entschluss gefasst, dem kleinen Mädchen an der marokkanischen Atlantikküste zu gehorchen. [...] Khadija ließ die Sonne los. Die Sonne sank so schnell, wie eine Katze davonwischt, die aus Gefangenschaft befreit wird.

[...] Sie musste damit rechnen, über außergewöhnliche Fähigkeiten zu verfügen.

Die Passage ist aus der Perspektive des sehr besonderen Mädchens geschrieben, und natürlich hat der Leser die Freiheit, das Phänomen als (innerhalb der Fiktion) „wahr“ aufzufassen oder nicht. Auch bei den anderen „außergewöhnlichen“ Vorkommnissen ist das so; wir werden natürlich skeptisch sein und an eine Selbsttäuschung des Mädchens denken; bei dem prophezeienden Imam und Khadijas Namens-Weissagungen, die aus der Erzähler-Perspektive berichtet werden, spüren wir ja auch eine gewisse Ironie, uns wird signalisiert, dass es um Täuschung geht. Aber seien wir bei dem Erlebnis des selbstbewussten Mädchens vorsichtig: Wir sind in Marokko, einem Land, in dem ungewöhnliche Dinge sich ereignen oder zumindest für möglich gehalten werden (wie ich aus eigener Reiseerfahrung bestätigen kann).

Khadija kann jetzt mehr als andere, sie kann einem Ei befehlen, jetzt endlich hartgekocht zu sein, kann die Hand ihres Stiefvaters, der sie im Auftrag der harten Mutter schlagen soll, innehalten lassen. In die Schule geht sie nicht, sie lernt nie lesen. Im Bewusstsein, zwar arm, ja, deklassiert, aber dabei „besonders“ zu sein, geht sie durch die Stadt, sieht Menschen, die schlagartig ins Verderben geraten sind – verrückt geworden, einer Droge verfallen. Und sie weiß: Die hat der Dschnunat geschlagen, plötzlich und ohne Ankündigung. Sie selbst aber sieht sich als potentielle Freundin des Dschnunat, fühlt sich würdig, seine Freundin zu sein. Und als sie zwölf Jahre alt ist, ist es so weit. Vor dem Hammam-Ofen des Stiefvaters schleicht eine kranke Katze herum, und da fühlt sich Khadija nach all diesen Überlegungen zu einer Tat „geführt“: Sie lockt das Tier in einen Plastiksack und wirft diesen ins lodernde Feuer.

### **Text 3**

[...] der weiße Sack verlor im feurigen Raum, ganz von dem bewegten heißen Licht umgeben, seine Körperlichkeit, [...] er wurde zunichte, und aus

ihm erhob sich ein dunkles Wesen, es war wie das Aufstehen eines kleinen Menschen auf gespreizten Beinen mit überlangem Oberkörper, einem Kopf, der zwei Zacken trug, und zwei Armen, die sich in Richtung von Khadija ausstreckten. [...] Es lag in dieser langsamen Bewegung, die Khadija Zeichen gab, etwas von der Ruhe eines Riesen. Ein winkendes Wesen, das sehr weit weg sein mochte, aus einer anderen Welt in die Flammen eingetreten, deren Luft es einatmete, weil sie ihm entsprach. [...]

Für Khadija war es keinem Zweifel unterworfen: Sie hatte den Dschnunat gesehen.

Nicht viel später wird Khadija verheiratet, mit knapp 15, im üblichen Alter. Sie ist in den schweigsamen Fischer Said nicht verliebt, aber sie leben gut miteinander, bei aller Ärmlichkeit. (Mit der Fischerei ist nichts zu verdienen, seit die guten Fischgründe vom König an die Flotten der Industrieländer verpachtet sind. Khadija verdient als Zimmermädchen in einem Hotel dazu.) In dieser Zeit ist der Dschnunat vergessen, es gibt keinen Grund, das „Bündnis“ mit ihm in Anspruch zu nehmen. Aber dann ereignen sich Dinge, die in Erinnerung rufen, dass es eine unverfügbare, dunkle Macht gibt: Das Söhnlein, das sie nach fünf Jahren zur Welt bringt, ist geistig behindert, spricht kein Wort und ist nur auf sich fixiert - in einem fort fesselt es seine Hände mit Fäden und befreit sich wieder. Und dann stirbt Said durch einen Unfall auf See. Khadijas zweiter Mann ist der fiese, gewinnfixierte Bootseigentümer Mohammed (mit einer noch fieseren Mutter), der sie betrügt und im Bett Abwegiges verlangt. Jetzt ist der Dschnunat wieder präsent, das Feuerloch mit der schwarzen Silhouette erscheint ihr vor Augen, eine Stimme fragt: „Lässt du ihn mir?“ Und kurz darauf stirbt Mohammed, auf See, obwohl er normalerweise nie mitfährt (nun ja, er stirbt vielleicht nicht ohne Zutun der Fischer, die er als Arbeitgeber übel behandelt hat). Khadija ist jetzt mit knapp 30 erneut Witwe, mittellos (die böse Schwiegermutter bringt sie um das Erbe) – jetzt ist es Zeit, sich auf eigene Beine zu stellen.

Es beginnt paradoxerweise mit einem bösen Erlebnis beim Schneider Aziz, einem Virtuosen mit der Nadel und arroganten Schönling: Als sie einmal spät in seinen Laden kommt, schlägt er ihr vor, gegen Geld mit ihm zu schlafen; nach dem Akt (der für sie unerfreulich ist) zahlt er nur die Hälfte des vereinbarten Betrags, und als sie protestiert, ohrfeigt er sie. Sie fühlt sich entwürdigt, ja, aber zugleich ist dieser bezahlte Beischlaf für sie der Beginn einer neuen beruflichen Existenz. Der Dschnunat erscheint ihr, sie kämpft nicht allein, wieder fühlt sie sich „geführt“. Zunächst ein Glücksfall: Im Hotel trifft sie auf den „Commandant“, den Polizeichef der Stadt, der natürlich korrupt, aber auch alkoholsüchtig und sexbesessen ist. Der hat sich in der Kaschemme, in der er bisher seine doppelte Gier befriedigte, unmöglich gemacht und sucht neue Wege. Er erwählt sich das Zimmermädchen Khadija für seine Triebabfuhr,



lässt für diesen Zweck die kleine Villa eines Freundes herrichten (Khadija kennt sich mit sauberen Laken aus), bald wissen auch Freunde von ihm, teils bedeutende Persönlichkeiten, dieses diskrete, reinliche Etablissement zu schätzen; Khadija rekrutiert andere Zimmermädchen und Frauen, die in Geldnot sind, (also Amateurinnen, keine Huren), und so wird aus der jobbenden Alleinerziehenden Khadija eine Unternehmerin.

Ihren Lebensstil ändert sie nur so, dass es nicht ins Auge fällt. Das riesige Haus, in dem sie mit ihren Kindern ein Kämmerchen bewohnt (aus der zweiten Ehe hat sie noch ein Töchterchen namens Salma), kauft sie einfach ganz – es gibt weit schönere und neuere Häuser, aber sie mag das düstere Zimmerlabyrinth um einen Innenhof, und: „Sie fühlte sich der Aufgabe gewachsen, es zu regieren.“ Ihr Lächeln schwindet, die Mehrung des Wohlstands wird zu ihrem Hauptinteresse, ihre Mädels-Truppe führt sie am kurzen Zügel, die Männer verhalten sich bei ihr wie Vasallen bei ihrer Königin. Und nachdem sie jetzt mit größeren Summen umgeht, fängt sie auch an, Geld zu verleihen. Rechnen hat sie im Hotel gelernt, mit den Fingern und sehr gut (nur die Zahlen, die sie aufschreibt, sehen unbeholfen aus); ihr hilft, dass sie, wie Analphabeten oft, ein hervorragendes Gedächtnis hat. Später, sobald das begabte Töchterchen weit genug ist, benützt sie diese zum Vorlesen von Dokumenten und zum Aufschreiben. Eines Tages kommt die Frau jenes Star-Schneiders Aziz zu ihr. Hinter der Kundin sieht Khadija den Dschnunat erscheinen: „Verpass die Chance nicht, die ich dir geschickt habe!“ Khadija kann ihr für das bisschen Schmuck, das sie verpfänden will, kein Geld geben, aber sie gliedert die hübsche Frau in ihre Truppe ein, als besondere Attraktion sogar. Ihr Mann muss das hinnehmen. Welch ein Triumph, welch eine Karriere!

Eine letzte „Abrundung“ ihres Geschäftsverbunds scheint ihr noch nötig, ein „Fundament“ für die Reputation – Geldverleiher geraten so leicht in Missgunst. In einem der vielen Zimmer ihres Hauses wohnte schon immer der uns schon bekannte blinde Imam, der mit 90 die dritten Zähne bekommen hatte und von seiner auch schon bejahrten Nichte als Wundermann zu einer Einnahmequelle gemacht worden war. Diese Nichte stürzt eines Tages von der gänzlich maroden Treppe, die zu ihrem Zimmer führt, und verletzt sich schwer. Dieser Unfall kommt Khadija sehr zupass; sie hat, wenn wir nicht an Schlimmeres denken wollen, zumindest nichts unternommen, um ihn zu verhindern. Den Imam nimmt sie zu sich, sie organisiert jetzt persönlich die Konsultationen und übernimmt auch bei dem Brimborium selbst die Funktion, die bisher die Nichte ausübte. Aus dem bloßen Weissagedienst macht sie eine Art Lebensberatungspraxis inklusive Finanztips und hat Erfolg damit.

Ihr Dschnunat hat mit diesen Dienstleistungen nichts zu tun: Der kann beileibe nicht in Dienst genommen werden, sondern handelt aus eigenem Antrieb – ihre Rolle besteht darin, immer für ihn bereit zu sein, und das hat sich ja bewährt.

Was fangen wir, als „gusseiserne Skeptiker“, wie Mosebach uns aufgeklärte Leser ironisch nennt, mit diesem machtvoll-gefährlichen, nicht kommandierbaren Wesen

an, mit dessen Hilfe das seltsam-eigenwillige Mädchen aus der Hefe des Volkes zur vermögenden, von niemandem abhängigen „Königin“ aufgestiegen ist? Vielleicht sehen wir es so: Bei Khadija war von Anfang an ein Bewusstsein der Besonderheit, der Auserwählung da, ein Gefühl des Geführtseins; und das war so stark, dass es zur Vorstellung eines Gegenübers geführt hat, eines Wesens, das Macht über einen hat und über das man nicht selber verfügt. Solche Hypostasierungen oder Projektionen finden sich ja auch anderswo: Künstler haben die Erfahrung gemacht, dass sie auf Eingebung angewiesen sind, auf eine nicht kommandierbare Inspiration, und das hat zur Vorstellung der Muse geführt, die kommt und einen küsst – oder auch nicht; man kann an das „Daimonion“ denken, dessen Stimme Sokrates gehört hat, an mächtige Gottesboten, die dem Propheten sagen, was er verkündigen muss, u.a.m. In diese Reihe könnte der Dschinnat passen, der als eindrucksvolle Tiergestalt aus der Glut auftaucht, der überraschend Chancen vermittelt, der günstige und ungünstige Vorfälle verantworten kann.

Die Position der Self-made-woman, ohne Partner und mit einer Abneigung gegen die eigene Verwandtschaft, führt Khadija, inzwischen 35, natürlich in die Einsamkeit. Die Tochter Salma ist begabt und nützlich, aber Khadija mag sie eigentlich nicht, sie denkt schon daran, dass man sie in wenigen Jahren verheiraten kann. Zum Sohn ist die Verbindung eng, aber der knurrende und bellende Junge kann kein wirklicher Partner sein. Khadijas Frauen verstummen, wenn die stets düster blickende Patronne den Raum betritt. Aber eine Beziehung (merkwürdiger Art) ergibt sich dann doch.

Damit sind wir bei Karim, dem jungen Mann Ende 20, der Patrick als Mieter zu Khadija gebracht hat. Er stammt vom Lande, aber der Existenz auf dem Bauernhof, wo man dauerhaft unter Aufsicht und ständig zur Arbeit verpflichtet ist, wo es Muße nicht gibt, ist er mit vierzehn Jahren entflohen und lebt in der Stadt, bei einem Minimum an Erwerbstätigkeit, dem bisschen Zimmervermitteln, in „köstlicher Unverbindlichkeit“ – ein „Meister des Müßiggangs“, der wegen seiner Neigung, über die Leute nachzudenken, vom Erzähler auch „Philosoph“ genannt wird. Sein Islam ist recht unorthodox, er trinkt Alkohol und befriedigt seine sexuellen Bedürfnisse mit bürgerlichen Frauen, die auf der Straße ganz unauffällig aussehen, aber unter der Djellaba rein gar nichts anhaben. („Sans slip“ ruft er Patrick zu, mit dem er bald nähere Bekanntschaft schließt, und gerät schon bei dieser „magischen Formel“ in Verzückung.) Dieser „Herumtreiber“ ist mit Khadija in Kontakt geraten, weil sie ja Zimmer vermietet, und leistet ihr jetzt auch sonst alle möglichen Dienste, er macht z.B. die Zimmerabrechnungen, zuverlässig (er hat kein Interesse daran, sich zu bereichern), und gleitet allmählich zu ihr hinüber, wie es heißt. Bald schläft er in Khadijas Haus, schließlich in ihrem Zimmer (das ist geheizt), und dann sogar auf derselben Matratze – Salma liegt immerhin zwischen ihnen; über Sex darf nach Khadijas Willen nicht einmal gesprochen werden; vor den Frauen, Khadijas Angestellten und den Frauen ganz allgemein, warnt sie ihn. Karim bekommt kein Gehalt, aber er wird versorgt, wie ein Familienmitglied. Khadija ist, obwohl gar nicht

so viel älter, so etwas wie eine Mutter für ihn. (Erziehungsversuche wehrt er allerdings entschieden ab.) Und was ist er für Khadija?

Nachdem wir all dies erfahren haben, kommt wieder Patrick Elff in den Blick. Der hat, für den Bankmanager ganz ungewohnt, viel Zeit – der tägliche vergebliche Besuch, im Grand Hotel zu Pereira vorzustößen, dauert ja nicht lange. Er sieht immer mehr von der geheimnisvollen Stadt Mogador; besonders faszinieren ihn die Bettler, eine richtige Institution in einer muslimischen Stadt, wo die Gläubigen ja Gelegenheit haben müssen, die religiös vorgeschriebene Wohltätigkeit auszuüben. Die lange Galerie verschiedenartigster Gestalten, die uns Mosebach vorführt, wird von mehreren Rezensenten sehr gerühmt – hier eine kleine Kostprobe:

#### **Text 4**

Vor dem alten Zollgebäude [...] hatte eine mollige Rundäugige ihren Platz, die Lider schwarz umrandet, mit dem Ausdruck beschämten Flehens. Patrick nannte sie „die geschändete Jungfrau“. Jeden Tag schien sie frisch von ihrem Leid erschüttert, ihren von Selbstvorwürfen erglänzenden Kuhblick heftete sie schuldbewusst auf die Vorübergehenden.

Patrick fragt sich, ob auch sein eigener Weg aus der Gesellschaft hinausführen wird, so wie der der Bettler, und in der Nacht hat er einen entsetzlichen Traum: Die Bettler halten eine schauerliche Versammlung im Innenhof des Hauses ab und beraten, ob auch er, Elff, und dazuhin seine Frau in die Bettler-Kommunität aufgenommen werden sollen. Dass auch Pilar in dem Traum eine Rolle spielt, zeigt, dass er mit ihr noch keineswegs fertig ist. Auch wachend reflektiert er darüber, wie sehr sie wohl von ihm enttäuscht ist, was sie sich wohl für die Zukunft vorstellt. Ihm fallen Episoden ein, in denen sie geradezu verletzlich erschien. War ihre einschüchternde Vollkommenheit vielleicht nur das Ergebnis strenger Disziplin? Jetzt erscheint ihm sogar eine Wiederannäherung an sie nicht mehr ganz unvorstellbar ...

Weil er das Gefühl hat, vom Hotelmanager hingehalten zu werden, kommt er auf die Idee, einen Brief an Pereira zu schreiben: in seinem besten Französisch, lässig natürlich, ohne einen Anspruch zu erheben (obwohl er den ja zu haben glaubt). Es fällt ihm noch ein, einen kleinen Hinweis darauf anzufügen, dass es (nach der Ukraine-Affäre) ja auch für Pereira wünschenswert sein müsste, wenn Elffs Wirken bei der Bank nicht gerichtlich untersucht würde. Sehr zufrieden mit sich gibt er den Brief ab. Der Brief sei telefonisch angekündigt, flunkert er. Dann kommt die kalte Dusche: Aus einer Zeitung, die er im Café liest, erfährt er, dass Pereira derzeit in New York weilt, wo er als Mitglied der marokkanischen Delegation bei der Weltsicherheitskonferenz über aktuelle Entscheidungen mitberät. Etwas Tröstliches hat die enttäuschende Nachricht aber doch auch: Das ist ein Mann, der wirklich etwas bewegen kann.

Patrick ist es ganz willkommen, dass Karim sich zu einem seiner sporadischen Besuche bei der Familie auf dem Lande aufmacht und ihn einlädt mitzukommen – alles besser als das quälende, tatenlose Warten in der Stadt. Und er ist dann auch immer mehr hingerissen von der Fahrt ins „dunkle Land“ und erst recht von dem Leben in dem Dorf Dar Hliliba. Nicht dass die kahlen, unmöblierten Räume, die harte Arbeit, das dauernde Zusammensein in strengem Verbund etwas Idyllisches an sich hätten, aber der Menschenschlag berührt ihn angenehmer als die Leute, die er der Stadt kennen gelernt hat (Leute aus der Unterschicht zumeist), und besonders das gemeinsame Essen macht ihm Eindruck, schweigend eingenommen, der Höhepunkt des Tages. Hier ist die Nahrungsaufnahme die Unterbrechung der Arbeit durch „eine andere Art Zeit, die das eigentliche Ziel des Menschenlebens vorwegnahm“. Das ist eine bedeutsam und tiefsinnig klingende Formulierung. Ich assoziiere dabei die Vorstellung vom himmlischen Gastmahl, einem Bild für die jenseitige Vollendung, denke auch an den Sabbat, den Tag ohne Arbeit, der ja von den Juden geliebt wird, weil er die Existenzweise der Ewigkeit vorwegnimmt. Zwar ist die ganze Passage deutlich aus der Perspektive von Patrick geschrieben, der staunt und in gewisser Weise Neid empfindet, aber diese Formulierung geht doch eher über seinen bisherigen Horizont hinaus – hier scheint auch der Autor selbst präsent zu sein, der an dieser Stelle, bei der bewundernden Darstellung einer traditionellen Lebensform, doch einmal etwas Spirituell-Religiöses einfließen lässt. Aber gewiss nichts Konfessionelles: Die Menschen, die diesen Ausblick in die Ewigkeit vermitteln, sind strenggläubige Muslime. (Nun, Mosebach pflegt regen Austausch mit seinem Freund Navid Kermani, er kennt keine Berührungängste.)

Zwei Ereignisse prägen den Aufenthalt. Das eine ist, dass Karims Kuh kalbt. Karims Kuh? Er hat auf dem Viehmarkt ein kräftiges Kalb gekauft, mit Geld, das ihm Khadija, wegen der Aussicht auf gute Rendite, geliehen hatte, und hat es dem Vater zur Aufzucht übergeben, d.h. der hat es einfach mit den anderen Kühen auf der Wiese grasen lassen. Wenn so ein Tier dann später selber ein Kalb bekommt, das man verkaufen kann, ist das ein gutes Geschäft. Und jetzt ist es so weit. Die Geburt, ruhig und fachmännisch von den Männern der Familie betreut, ist für Patrick eine Offenbarung:

#### **Text 5**

[...] die Vollendung [...] ereignete sich, als das Kalb die Augen aufschlug. Riesengroß waren sie. Inmitten des schmutzigen Stalls [...] wurden die Augen zum Inbegriff höchster Schönheit und Reinheit. Die Welt wurde in ihrem Blick neu geschaffen. „Es werde Licht, und es ward Licht.“ Staunen, Furcht und vollkommene Güte sprachen aus den Augen des Kalbes. Es war, als beginne sein Leben nicht eben erst, sondern als habe es sich davor in einer anderen Welt aufgehalten [...]

Patrick konnte sich kaum abwenden von dem Neugeborenen. Ihm war, als lösten sich hier alle Rätsel seines Lebens.

Große Worte sind das. Und wieder reichen die Bezüge, in die das Erlebte gestellt wird, über unsere begrenzte Existenz hinaus. Elff steht an der Schwelle einer Tiefe, die er bisher nicht gekannt hat; er spricht von einer „Paradiesesahnung“, fragt sich, ob der Bruch mit der Vergangenheit, den er gerade erlebt, für ihn die „Chance einer neuen Geburt“ bringt. (Wir erinnern uns an seinen Bewusstseinszustand im Hammam!) Auch an Pilar denkt er liebevoll, aber nachts träumt er dann prompt von ihr als von einer Mänade, die mit verzerrtem Gesicht Kartons für die Mülltonne zertrampelt.

Das zweite große Ereignis in Dar Hliliba ist die Verlobung Karims. Er kann sich nicht mehr länger wehren gegen die Erwartung, dass er endlich heiratet, und die Familie weiß schon lange, wen. Die Fünfzehnjährige, die heute vorgestellt wird, ist ausgesprochen schön und recht selbstbewusst.

Auch dieses Fest begeistert Patrick ungemein. Zwar tragen die Frauen Kleider aus der Fabrik in hässlichen, knalligen Farben, und der Brokat der Kissen kommt aus der Spritzdüse (wir merken: die Sache soll nicht kitschig werden), aber für Patrick ist der Geist entscheidend: „Der überlieferte marokkanische Geschmack, der noch lebendig war, schmolz die industriellen Bestandteile um, bis nicht mehr das Detail, sondern das idealische Ganze sichtbar wurde.“ Sehr im Kontrast dazu Karims Kommentar: „Du verstehst, dass ich hier nicht leben kann.“ Aber das droht ihm nach der Heirat, denn in der Stadt müsste er ein passables Zimmer für Frau und Kinder bieten, und das schafft er nicht. (Warum nicht bei Khadija wohnen? fragt Patrick. „In einem Hurenhaus? Unmöglich!“ Patrick fällt aus allen Wolken: Hurenhaus? Davon hat er noch gar nichts gemerkt.) Was Karim sich vorstellen könnte, wäre, dass er mit einem Lieferwagen ein kleines Transportunternehmen aufmachen würde – aber wie kommt er zu so einem Gefährt? Das Kalb brächte nur etwa ein Drittel der nötigen Summe. Und den Abschied von der „köstlichen Unverbindlichkeit“ seines derzeitigen Lebens würde er kaum verkraften. Am Abend tröstet er sich zusammen mit Patrick mit dem Whisky, den er heimlich mitgebracht hat. (Der Vater darf ihn um Himmels willen nicht sehen.)

Wieder in Mogador erleben sie Khadija missmutig: Sie merkt, dass der Ring, den sie zuvor in Karims Jackentasche gefunden hatte, nicht mehr da ist, und weiß Bescheid: ihr Matratzengenosse ist verlobt. Und ihren deutschen Mieter fragt sie unverblümt, wann er denn endlich abreise. Aber der muss ja auf die Antwort Pereiras warten. Khadija soll ihm weisagen, wie es damit steht, aber sie sieht nach dem üblichen Brimborium nur, dass Pereira den Brief mit einem Schwert geöffnet hat (aha, mit einem Brieföffner); über seine Reaktion weiß sie aber nichts zu sagen.

Der Leser erfährt sie jedoch, und damit gerät die Handlung wieder ins Rollen: Zurück aus den USA, jetzt in seiner Pariser Luxusresidenz (keineswegs im Hotel in

Mogador) erinnert sich Pereira an den jungen Mann und kann sich zunächst vorstellen, ihm „jupiterhaft“ zu helfen – auch das heißt ja, Macht ausüben, und das ist köstlich. Aber dann kommt er zu jenem nachträglich eingefügten Satz, nach dem es auch in seinem, Pereiras, Interesse sein müsste, dem einstigen Komplizen Elff zu helfen. Ein Erpressungsversuch! So sieht das der Adressat, und gerät in Rage. Die Verbindung mit der Düsseldorfer Bank, mit der er jene Transaktion durchgeführt hat, wird, nachdem Elff dort nicht zu erreichen war, sofort und restlos gekappt, und dann geht er daran, diesen gefährlichen Gernegroß mithilfe seines Einflusses auf die marokkanischen Behörden zu beseitigen.

Noch ein Ortswechsel: Pilar tritt auf. Es geht ihr nicht gut, sie macht sich Sorgen um ihren Mann, ahnt Schlimmes und würde ihm, könnte sie nur, gerne helfen. Die Welt verdüstert sich für sie, ihr Luxus-Boheme-Ambiente wird ihr zuwider. Aus den Medien erfährt sie, dass Patricks Bank ins Schlingern geraten ist. (Wir wissen warum: Pereira ist ausgestiegen!) Und dann kommt noch ein Kommissar zu ihr in die Wohnung – der freundliche Typ mit der altmodischen Aktentasche, der damals Elff vorgeladen hatte. Er erkundigt sich nach dem „Herrn Gemahl“ und spricht dann von Problemen in der Bank: Nicht nur die Veruntreuungen Filters sind aufgekommen, sondern Geldwäsche durch große Kunden (wir erinnern uns an die 12 Millionen, die Elff in die Ukraine geschafft hat), Vergehen großen Stils, an denen der Vorstand der Bank mitgewirkt hat. Dann betont der Kommissar auf unauffällig-auffällige Weise, der Herr Gemahl habe davon sicher nichts gewusst, er habe nichts zu befürchten, oder, um nicht zu lügen, nur kleinere Einbußen. Falls sie wieder Kontakt zu ihm bekomme: Er könne gefahrlos zurückkehren – aus Marokko, wohin er vor zehn Tagen geflogen sei. (Das wissen die also.) Pilar, die sich für die Tätigkeit ihres Mannes nie interessiert hat, kapiert nicht viel von all dem, kann auch mit dem Namen Pereira nichts anfangen, der kluge Leser aber kombiniert: Der Kommissar weiß, wie Elff ja geahnt hat, weit mehr über Elffs Verwicklungen, als er damals offenbart hat, aber es geht um viel Gewichtigeres als um die Machenschaften Filters; der Kommissar möchte Elff als eine Art Kronzeuge, der als Insider die großen Gesetzesverstöße aufklären hilft und dafür damit rechnen darf, dass man ihn selber mit seinen kleinen glimpflich davonkommen lässt. (Bezeichnend wohl für Mosebach: Der Kommissar, der Mann alten Schlages, ist schlauer und selbstverständlich auch menschenfreundlicher als die glatten modernen Managertypen. Allerdings: Auch Filter ist dezidiert altmodisch – aber er ist ja, wiewohl ein Betrüger, gar nicht unsympathisch und auf stille Weise clever.)

Der Leser bekommt also eine schlechte Nachricht aus Paris, eine gute aus Düsseldorf, Patrick in Mogador weiß aber weder von der einen noch von der anderen. Khadija ist weggefahren nach Fez, zu einem Imam, von dessen Musiktherapie sie Besserung für ihren Sohn erhofft. Karim will jetzt weg von ihr – sie ist für ihn wie eine Mutter, aber eben auch lästig, wie eine Mutter sein kann. Heute will er feiern, in einer Fischerbar, in der unglaublich viel los ist: Es war Viehmarkt, und

viele Bauern kommen mit vollen Geldbeuteln. Karim bringt den widerstrebenden Patrick dazu, ihn zu begleiten (alleine käme es ihn zu teuer). Und der kommt mit der Zeit auch in Stimmung, tanzt mit, erntet dafür großen Applaus und fühlt sich, leicht alkoholisiert, obwohl er weit weniger trinkt als Karim, „in Übereinstimmung mit diesem Land und seinen Menschen“. (Der Leser ist eher skeptisch, er weiß nicht recht, wie weit der Beifall der Leute ernst zu nehmen ist.) Als nun die beiden die Kneipe verlassen haben und in Khadijas „Stadtfestung“ eintreffen, die ja heute sturmfrei ist, kommt zufällig Rashida, eine von deren Mitarbeiterinnen, vorbei. Und jetzt wird es pikant: Das Mädchen hat die Besonderheit, dass sie noch Jungfrau ist (sie will irgendwann doch noch heiraten); für manche Freier ist das offenbar eine besondere Attraktion, es gibt ja verschiedene Möglichkeiten, sein Vergnügen zu haben. Der vom Alkohol um jede Kontrolle gebrachte Karim macht sich sofort an sie heran und befiehlt Patrick, der sich diskret entfernen will, herrisch, sich zu beteiligen: „du bleibst hier!“. Halten wir fest: Wieder gerät Patrick (wie bei Filter) in eine verhängnisvolle Aktion, ohne es zu wollen, hineingezogen von einem anderen. Verhängnisvoll ist sie in der Tat, denn mitten in dem sehr detailliert geschilderten Dreiergerangel reißt sich Rashida energisch los (Karim hat sich, von allen guten Geistern verlassen, wohl daran gemacht, ihr ihren „Schatz“ zu rauben), sie hält eine zornig-drohende Strafrede und eilt davon. Patrick hat nur ein einziges Wort verstanden, aber das hat es in sich: „polis“, Polizei.

Für Patrick ist „die Welt mit einem Schlag eine andere geworden“. Eben noch voll Hoffnung auf eine günstige Antwort Pereiras, kennt er jetzt nur noch ein Ziel: Schnell weg aus Marokko! Er steckt dem schnarchenden Karim ein paar große Scheine in die Tasche, wie ein Opfer an die gnädig zu stimmenden Götter (vielleicht reicht's dann zum Lieferwagen – einen Zuschuss dafür hat Karim schon lange taktvoll angeregt), er rennt, vor Angst schlagartig nüchtern, zum Busbahnhof und stürzt sich in den Bus nach Marrakesch, zum Flughafen. Wieder ist es, wie bei der Flucht aus Düsseldorf, ein instinktiver Entschluss. Natürlich will er auf keinen Fall der Justiz dieses unverlässlichen Staates ausgeliefert werden – das deutsche Gerichtswesen steht ihm als Hort der Sicherheit vor Augen, zumal er sich inzwischen fragt, ob er, der noch keinen Euro aus dem Filterschen Betrug erhalten hat, wirklich so Schlimmes zu erwarten hätte. Noch wichtiger ist aber die Art des Delikts. Durch das ganze Buch ziehen sich Hinweise auf eine Affäre in den USA: Ein Senator hat im Hotel ein Zimmermädchen vergewaltigt (der Strauss-Kahn-Skandal von 2011 lässt grüßen), verliert alle Ämter und fällt der öffentlichen Verachtung anheim, ganz entschieden auch der Verachtung Elffs. Die Vorstellung, nun selber öffentlich als Vergewaltiger, sogar als „diebischer Sittenstrolch“ zu gelten, was sowohl eine Belohnung durch Pereira als auch eine Rückkehr nach Deutschland unmöglich machen würde, ist für ihn ein wahrer Horror.

Aber alles läuft glatt. Im Flugzeug ruft er Pilar an, und siehe, bei der Ankunft erwartet sie ihn, sie wartet sogar schon vor der Kontrollbarriere – die Erklärung dafür

ist der Kommissar, der neben ihr steht und nicht unfreundlich ankündigt, dass er gern noch einiges von ihm erfahren möchte. Pilar ist lässig-freundlich: „Es war etwas uncool, dass du dich so lange nicht gemeldet hast“ – Welch eine Vokabel bei Mosebach! Überdeutlich wird gezeigt, dass sie die flotte, etwas unterkühlte Frau geblieben ist, in keiner Weise alarmiert. Dann flüstert sie ihrem Mann ins Ohr: „Wenn wir alles hinter uns haben, gehen wir nach Argentinien“ (also zu den Verwandten, die ihnen einen Neustart ermöglichen werden). Und sicher wird sie Patrick so bald wie möglich gestehen, was sie dem netten Kommissar schon mitgeteilt hat: Sie erwartet ein Kind von Patrick. Welch blitzartiges und vollständiges Happy End, ein Märchenschluss! Nach den Andeutungen dürfen wir a) mit einem gut verkräftbaren Ergebnis der juristischen Untersuchung, b) mit einem sicheren beruflichen Fortkommen und c) mit einer harmonischen Fortsetzung der Ehe rechnen. Das ist so perfekt, dass wir dahinter ein ironisches Lächeln des Autors wahrzunehmen glauben. Nichts mehr von den problematischen Bildern seiner nie völlig durchschauten Ehefrau, die Patrick in den letzten zehn Tagen heimgesucht haben, mit der Ahnung von ihrer unterschwelligem Mitschuld an seinem Fehltritt. Und noch von etwas anderem ist keine Rede mehr: von der Häutung zu einem neuen Menschen, die er im Hammam zu verspüren glaubte, von der neuen Geburt, der er sich im Dorf Dar Hliliba nahe fühlte. Diese tieferen Ahnungen sind zurückgeblieben im Halbdunkel des fernen, fremdartigen Marokko; Elff hat nicht zu einer neuen Existenz gefunden, wie es zeitweilig möglich erschien, sondern nur einen kurzen Ausflug in eine fremde Welt gemacht.

In diesem fernen Marokko haben sich inzwischen noch Dinge ereignet, die für Patrick von größtem Interesse wären, wäre er nicht so plötzlich in die mitteleuropäische Normalität zurückgekehrt. Rashida, die jungfräuliche Prostituierte, ist keineswegs zur Polizei gegangen, wie sie im ersten Zorn angedroht hat. Frauen wie sie meiden Kontakte mit der Ordnungsmacht, und Khadija hat ihren Angestellten unmissverständlich klargemacht, dass in ihrem Reich Probleme von ihr, der Matriarchin, geregelt werden, nicht von Außenstehenden. Das heißt aber: Patricks panische Angst, als Sittlichkeitsverbrecher gebrandmarkt zu werden, war unbegründet! Jedoch: Gleich nachdem die heimgekehrte Khadija die unglückliche Rashida abgekanzelt hat, erscheint der Commandant, diesmal offiziell, mit vier Polizisten, aber kleinlaut und unsicher. Er hat einen Auftrag von ganz oben, von einem mächtigen Mann in Casablanca (wir wissen, um wen es sich handelt!): er soll den Europäer ergreifen, der bei Khadija wohnt. Pereira hat natürlich erfahren, dass man dabei ist, seine Geldwäsche-Aktionen aufzudecken, und muss den Helfer und Mitwisser von damals sofort verschwinden lassen. Aber der Vogel, ob er jetzt Patrick Elff heißt oder Monsieur Paris, ist ausgeflogen. Der Commandant kann wenigstens für sich in Anspruch nehmen, dass er den Auftrag prompt in Angriff genommen hat, aber den Leuten, die die Flughäfen zu spät alarmiert haben, wird es übel ergehen ... Wäre



Patrick Elff im Airport Marrakesch eine einzige Stunde später am Schalter erschienen, wäre er nicht nach Deutschland zurückgekehrt– nie mehr vielleicht!

Ein strukturelles Resümee: Zweimal, am Anfang des Romans und am Ende, ist Patrick aus dem Instinkt heraus völlig unvermittelt geflohen. Wir stellen fest: Das erste Mal hat er richtig angenommen, dass der Kommissar seiner Verfehlung schon auf der Spur ist, der Anlass ist also gegeben; aber die Flucht erweist sich als nicht sinnvoll, er wäre besser geblieben. Das zweite Mal hat er zu Unrecht angenommen, dass Rashida ihn anzeigen werde, der Anlass ist also nicht gegeben, aber die Flucht ist sinnvoll, ja, sie ist Elffs einzige Rettung. Eine pointierte Konstruktion des Erzählers! Elff erweist sich endgültig als Spielball - er wird bestimmt von anderen Personen und von eigenen instinktiven Entschlüssen; letztlich ist er ein Spielball des Geschicks – mit einer haarscharfen Wendung zu einem märchenhaft glücklichen Ende.

Es bleibt noch zu berichten, wie sich Khadija jetzt befindet. Die Musiktherapie hat ihrem Sohn nichts gebracht, und eigentlich wollte sie nur eine Bestätigung, dass ihr Sohn die ihm gemäße Daseinsform hat, und findet insgeheim zu einem Einverständnis damit. Was Salma betrifft, so wartet ein frommer junger Klempner nur darauf, dass sie fünfzehn wird und er sie heiraten kann. Der weissagende Imam in ihrem Hause ist gestorben. Und das Schlimmste: Karim hat sie am Bus nicht abgeholt, zu Hause findet sie seine Sachen nicht mehr vor, nur die Überreste der Orgie – er hat sie verlassen. Und es wird dem Leser, wohl auch ihr selber klar: Sie hat den schwächtigen jungen Mann mit dem großen Kopf, der sie in seinem Unabhängigkeitsstreben an ihre eigene Jugend erinnerte, geliebt. Sexuelle Wünsche waren nicht dabei –Sex hatte für diese Frau ja nichts mit Liebe zu tun.

In ihr ist eine große Leere. Spontane Rachepläne verwirft sie, sie verliert sich, einsam im dunklen Raum, in Erinnerungen. Und mit einem Mal:

**Text 6** (*Ende des Romans*)

Und mit einem Mal war der Unerwartete wieder da, lange abwesend, jetzt willkommen, wie immer nicht gerufen, als sei das ein Pakt zwischen ihnen. Die Schwärze vertiefte sich, sie ballte sich. Er war sehr groß. reichte bis zur hohen Zimmerdecke und streckte langsam, langsam die Arme nach ihr aus. Ihr Dialog war stumm, aber sie hörte ihn in ihrem Innern, nur einzelne Wörter, wie Atemzüge, eindringlich und ruhig.

„Du und ich – nur du und ich.“

Sie nickte. Diese Worte trafen auf den Schmerzenskern, sie schossen unmittelbar in ihn hinein, sie fühlte ihn zerspringen.

„Du und ich – nur du und ich.“

Ich habe dich gemacht, wagte Khadija zu denken. Man darf nicht alles sagen, was man weiß. Zum ersten Mal rang sie sich zu diesem Bekenntnis durch.

Er streckte seine Arme nach ihr aus, Riesenarme wie aus weichem schwarzem Filz, es war nichts Bedrohliches dabei, sie sehnte sich nach der Berührung. [...] Die Arme umschlossen sie, weich und zugleich fest. Es blieb dunkel, aber diese Umarmung, ins Farbige übersetzt, war ein leuchtendes Orangerot, das sie sah und nicht sah, und hinzu kam eine beseligende Wärme, ja, Hitze, den ganzen Körper köstlich durchglühende Hitze.

Er ist wieder da, wie damals im Heizraum des Hammam, auch das leuchtende Orangerot ist irgendwie wieder da, auch wenn es hier kein Feuer (und auch keine untergehende Sonne) gibt. Neu ist das Bekenntnis der Gereiften: „Ich habe dich gemacht.“ (Wir haben es ja vermutet.) Damals erschuf sich das einsame Mädchen durch einen „willkürlichen Akt“ (acte gratuit), die anlasslose Tötung der Katze, ein Ich von großer Stärke, das ihr wie ein eigenes Wesen gegenübersteht. Und jetzt lässt dieses starke Ich den Schmerz der einsamen, allein gelassenen Frau zergehen. Köstlich durchglüht ist sie – wie es Patrick Elff einmal war. (Man vergleiche den ersten Satz des Romans – s. Text 1 – mit diesem, dem letzten: Sie sind identisch!) Dem jungen Mann allerdings, einem Menschen, der eher Einflüssen ausgeliefert als stark und selbstbestimmt ist, scheint von dieser Glut nicht viel geblieben zu sein.

Nachtrag:

Ich möchte noch eine Stelle des Buchtexts präsentieren, die mir in der gegenwärtigen Situation bemerkenswert erscheint.

Karim äußert in einem Gespräch mit Patrick, „Khadija habe ohne Zweifel die Möglichkeit, Dämonen und Mikroben zu beeinflussen, er habe einiges Erstaunliche bei ihr gesehen.“ Das löst bei dem Deutschen eine Spekulation aus: „Patrick fiel auf, dass Karim ‚Dämonen und Mikroben‘ in einem Atemzug nannte – warum nicht? Wenn sich in Dämonen ein unkörperlicher Wille äußerte, musste man den Mikroben dann nicht erst recht einen Willen zubilligen: sich auszubreiten, alles zu beherrschen und schließlich allein auf der unterworfenen Welt zu sein?“

Diese Sätze wurden 2015 veröffentlicht.

Dr. Gerhard Vogt, Februar/Okttober 2021